

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Marcin, Szczygielski
Flügel aus Papier

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I

Zur Bibliothek kommt man so: Zuerst muss man durch unseren Hof, dann über die Straße und durch den nächsten Hof dahinter. Da sind der Kosmetiksalon und das Labor von Adam Duchowiczny, in dem er Cremes und andere Schönheitsmittel herstellt. Es riecht da immer sehr stark, aber man weiß vorher nie, ob es diesmal gut riecht oder stinkt, das reinste Lotteriespiel, sagt Großvater. Heute hat es gut gerochen, obwohl es auch ein bisschen gekribbelt hat in der Nase. Gleich neben dem Labor hat der Schneider seine Nähstube. Er zankt sich immer mit Herrn Duchowiczny wegen der Gerüche, weil er meint, dass er davon Kopfweh bekommt. Vielleicht hat er sogar recht, da kann man wirklich zu viel bekommen, wenn man den ganzen Tag so viel Verschiedenes einatmet. Wenn man durch diesen Hof durch ist, kommt wieder eine Straße, und auf der muss man nach links gehen, dann auf die andere Seite und in die Twarda, die so einen Bogen macht. Dort kommt man an einem Feinkostgeschäft und an dem Lebensmittelladen der Szurmans vorbei, gleich daneben ist ein Buchankauf und die Buchhandlung von Herrn Mirski. Wenn man an der Wäscherei angekommen

ist, muss man wieder auf die andere Straßenseite, zum Gemüsestand und dann die Ciepla-Straße hinunter. In der Ciepla gibt es nichts Besonderes außer der Seifensiederei Kaminer mit dem schiefen roten Schild. Man geht sie einfach bis zur Kreuzung und dann wieder nach links. Dann geht es vorbei an dem Geschäft mit den geschwungenen Möbeln. Zu beiden Seiten des Schaufensters sind auf die Mauer Stühle gemalt und in großen Buchstaben »Kasiczak«, so heißt nämlich der Ladeninhaber. Wenn man an der nächsten Kreuzung ankommt, da, wo das große Loch im Gehweg ist, muss man wieder auf die andere Seite, nach rechts und dann einfach geradeaus. Am besten schaut man sich gar nicht groß um. Es gibt hier keine Geschäfte, nur Werkstätten und jede Menge Leute, die Arbeit suchen, und die sind nicht besonders nett, reden auf jeden ein und können einem sogar etwas aus der Hand reißen. Immer wenn ich dort vorbeikomme, habe ich ein Buch aus der Bibliothek unterm Arm, deshalb versuche ich meistens, dieses Stück zu rennen. Weil ich so schnell rennen kann, bin ich ruck, zuck an der Brücke. Vor der Brücke laufe ich wieder langsamer, weil es hier spannende Sachen zu sehen gibt. Viele kleine Läden, ein Kleiderbasar, und manchmal verkaufen sie hier sogar Blumen. Ich springe die hölzernen Stufen hinauf, überquere schnell die Brücke, weil man da nicht anhalten darf und immer ein furchtbares Gedränge ist. Die Brücke ist erst ein paar Tage alt, und die Bohlen duften noch nach Harz. Ich ver-

suche, außen am Geländer zu gehen, und schau nach unten, vor allem, wenn gerade eine Straßenbahn kommt. Unten auf der Straße sind Menschen unterwegs, aber andere und meistens nicht besonders viele. Dann geht man drüben die Brücke wieder runter und biegt in die Żelazna ein, ganz in der Nähe. Man kommt an der Konditorei von Herrn Jagoda vorbei, da riecht es auch, aber immer gut. Dann gibt es noch das Caféstübchen Albatros und den Pappschachtelladen von Frau Głowacka. Frau Głowacka hat viele Röcke übereinander an und einen Wollmantel, sogar im Sommer – sie sagt, ihr sei immer kalt. Meist sitzt sie auf einem Stuhl vor dem Tor und hält Ausschau nach bekannten Gesichtern, sie plaudert nämlich furchtbar gern. Großvater sagt, dass Frau Głowacka viel lieber plaudert, als Pappschachteln zu falten, und da ist etwas dran.

An der Ecke, bei der Konditorei Sommer, muss man abbiegen. Am besten rennt man noch mal, weil da wieder nur Werkstätten und kleine Fabriken kommen, der Lebensmittelhersteller Avilo zum Beispiel oder die Marmeladenhandlung Karmen. Wenn man an der nächsten Kreuzung ankommt, ist man schon fast am Ziel. Man biegt nach rechts ab, kommt an der Glaswarenfabrik der Brüder Starosznajder vorbei, in dem großen Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite sind Schneidereien und Brown & Rowiński – wenn man die Straße überquert, kann man durch die hohen Fenster in die Werkstatt schauen, wo Frauen an speziellen Maschinen Pull-

over und Schals herstellen. Dann kommt nur noch der Juwelier und schon ist man da: Leszno-Straße 67. Jetzt noch schnell im Innenhof die Treppe hinauf, und da ist sie, die Bibliothek. Sie ist mein Lieblingsort im ganzen Bezirk.

In der Bibliothek sind immer viele Leute, aber sie haben überhaupt keine Eile. Und es ist still hier – niemand schreit, niemand streitet, nichts dergleichen. Ich freue mich ganz besonders, wenn Basia die Bücher ausgibt, aber in letzter Zeit sehe ich sie leider immer seltener. Meistens sitzt irgendein Fräulein hinter dem Schreibtisch, jedes Mal ein anderes. Basia kennt mich und empfiehlt mir immer nur die richtig spannenden Bücher. Die anderen Fräuleins haben keine Ahnung von Büchern, jedenfalls nicht von denen, die mich interessieren. Sie schauen mich an, lächeln und glauben, sie müssten (ja, sie müssten!) mir unbedingt ein schmales Bändchen mit vielen Bildern geben, nur weil ich so klein bin, und wenn ich dann protestiere, schlagen sie mir allenfalls noch *Doktor Dolittle* vor. Ich habe nichts gegen *Doktor Dolittle*, der hat mir gut gefallen. Damals, vor einem Jahr oder mehr, da war ich noch nicht mal sieben. Gerade habe ich *Die Kinder des Kapitän Grant* von Jules Verne gelesen, das ist richtig dick und überhaupt kein Kinderbuch, auch wenn es sich so anhört.

Basia ist heute nicht da. Hinter dem Schreibtisch sitzt ein Fräulein mit blonden Haaren und einer grünen Bluse. Sie lächelt mich an und sagt:

»Möchtest du ein Büchlein, Kleiner?«

Ich sehe sie mit ernster Miene an. Ein Büchlein! Kleiner!

»Ich bin überhaupt nicht klein«, entgegne ich mit tiefer Stimme, ziehe das Jules-Verne-Buch unter meinem Pullover hervor, lege es auf den Tisch und ergänze mit Nachdruck: »Ich gebe ein BUCH zurück.«

Das Fräulein legt den Kopf schief und mustert mich mit einem amüsierten Funkeln in den Augen, wird aber gleich wieder ernst.

»Wie heißt du denn?«

»Rafał Grzywiński.«

Sie nimmt das Heft, in dem alle Ausleiher verzeichnet sind und sucht nach meinem Namen. Daneben steht eine lange Liste von Büchern, die ich schon gelesen habe, dabei komme ich erst seit ein paar Monaten hierher, seit Großvater mich angemeldet hat. Jeden Monat gibt er mir fünf Złoty, so viel kostet hier das Lesen. Und für diese fünf Złoty kann man lesen, so viel man nur will! Ich finde, das ist ziemlich günstig.

Das Fräulein findet meine Seite und vermerkt, dass ich das Buch zurückgegeben habe.

»Hast du es selber gelesen?«, fragt sie.

Ich nicke. Klar habe ich es selber gelesen. In gerade mal fünf Tagen!

»Mannomann!«, staunt das Fräulein, und ich lächle zum ersten Mal zurück.

»Aha, du kannst es also«, stellt sie fest.

»Was kann ich? Lesen?«, frage ich.

»Nein. Lächeln.«

»Das kann doch jeder«, sage ich achselzuckend.

Sie sieht für einen kurzen Moment fast traurig aus, als sie antwortet: »Leider nicht ... Was würdest du gern als Nächstes lesen?«

»Was Gutes.«

»Jules Verne?«

»Zum Beispiel. Ich mag solche Bücher.«

»Was Phantastisches. Warte mal.«

Sie steht auf und geht in einen anderen Raum, wo die Bücherregale stehen. Ich würde zu gerne mitgehen und selbst stöbern, aber das dürfen die Leser nicht – die Bücher bringen immer die Bibliothekarinnen. Aber Basia hat mich schon ein paarmal reingelassen, sie weiß ja, dass ich mit Büchern umzugehen weiß und nie eins stehlen würde. Aber so ist es nun einmal, sage ich mir seufzend. Bestimmt bringt sie mir irgendeinen Quatsch, und ich muss entweder herumdiskutieren oder morgen wiederkommen.

Sie kommt zurück und legt ein Buch auf den Tisch. Es ist nicht nur klein, sondern auch noch schmal.

»Das wird dir gefallen«, sagt sie.

Ich greife nach dem Bändchen und betrachte mit skeptischer Miene den Einband. *Die Zeitmaschine*, H. G. Wells. Vorne drauf ist ein graues Monster gemalt. Es steht auf dünnen X-Beinen und zeigt seine scharfen Klauen. Augen und Ohren sind übergroß, das Maul nicht so. Die Zähne

sind zu sehen. Neben dem Monster steht in einem roten Kreis »95 Groschen«.

»Bisschen dünn«, sage ich.

»Aber spannend.«

»Und was ist das für ein Monster?«

»Ein Morlock.«

»Was ist ein Morlock?«, frage ich.

»Lies es dir durch, dann erfährst du es schon«, erwidert sie mit einem herausfordernden Lächeln.

»Weiß ich doch ...« Ich blättere kurz durch das Buch, um zu überprüfen, ob es nicht auch noch dumme Bildchen gibt. »Und worum geht es?«

»Um Zeitreisen«, antwortet sie geheimnisvoll.

Das klingt spannend. Ich würde gerne durch die Zeit reisen können, obwohl ich nicht genau sagen kann, ob lieber in die Zukunft oder die Vergangenheit – das habe ich mir schon einmal überlegt. Auf jeden Fall wäre es sicher nicht schlecht, das zu können.

»Mit einer Maschine?«, hake ich nach.

»Ja.«

»Haben Sie es gelesen?«

»Wieso denn Sie?«, lacht sie. »Ich heiße Janka. Ich habe es gelesen und kann es besten Gewissens empfehlen.«

»Na gut«, seufze ich. »Meinetwegen.«

Janka lacht fröhlich und trägt auf meiner Seite *Die Zeitmaschine* ein.

»Am Freitag bin ich wieder in der Bibliothek«, sagt sie

noch. »Komm vorbei. Dann bekommst du den *Professor Urgestein*, der ist auch sehr gut.«

Ich nicke, verstaue das Buch unter meinem Pullover und renne aus der Bibliothek. Es ist schon kurz vor vier, Großvater kommt bald zurück. Ich flitze über die Holzbrücke über der Chłodna-Straße und dann weiter zu unserer Wohnung in der Sienna. Menschenmassen schieben sich über die Gehwege, Rikschafahrer vertreiben schreiend Fußgänger von der Fahrbahn und werden selbst vom Läuten der Pferdebahn verjagt, die in der Straßenmitte rattert. Zigaretten- und Zeitungsjungen rufen nach Kundschaft, Bonbonverkäuferinnen preisen lauthals ihre Ware an, Bettler bitten um Geld oder Essen. Der übliche Lärm und Trubel im Bezirk eben. Ich schlüpfe zwischen den Menschen hindurch, laufe Slalom und versuche, niemanden anzurempeln. Inzwischen bin ich darin ganz gut, außerdem ist einem beim Rennen wohler. Für Anfang Februar ist es zwar schon ziemlich warm, es liegt nicht mal Schnee, aber ich friere trotzdem. Nach einer Viertelstunde bin ich wieder in unserem Hof. Ich steige die Treppe hoch, klopfe an die Wohnungstür und warte, bis Frau Brylant mir öffnet. Großvater gibt mir keinen Schlüssel, weil er Angst hat, ich könnte ihn verlieren. Aber ich brauche auch gar keinen, Frau Brylant ist ja immer da. Ich höre sie durch die Diele schlurfen, dann schnappt der Riegel zurück, und schon bin ich zu Hause.

Früher haben alle Zimmer und die Küche in unserer Wohnung Großvater gehört. Wenn ich mir das heute vorstelle, kommt es mir vollkommen verrückt vor, es gibt nämlich drei Zimmer – was will denn ein einziger Mensch mit so viel Platz? Aber so war es, und ich kann mich sogar noch daran erinnern, ganz schwach. Jetzt wohnt Frau Brylant mit ihrem Mann, den beiden Söhnen und der Schwägerin im größten Zimmer. Die Brylants sind sehr alt (aber nicht so alt wie mein Großvater), und ihre Söhne sind schon erwachsen. Alle gehen arbeiten außer Frau Brylant, die hat es mit den Beinen. Aber manchmal verdient sie als Wahrsagerin etwas dazu. Sie legt Karten oder wirft Kartoffelschalen in eine Schüssel und erzählt dann verschiedenen Herrschaften, was sie darin sieht. Natürlich ist alles frei erfunden. Manchmal lausche ich nämlich (obwohl ich weiß, dass sich das nicht gehört) an der Zimmertür, wenn Frau Brylant so eine Sitzung hält. Das kann ziemlich lustig sein. Einmal musste ich so lachen, dass sie mich gehört hat.

»Ich sehe ..., ich sehe ...«, sagte Frau Brylant. »Ich sehe einen großgewachsenen Mann an Ihrer Seite. Haben Sie einen Bruder?«

»Nein«, antwortete die Frau, die sich wahrsagen lassen wollte.

»Es ist nicht der Bruder«, stellte Frau Brylant fest. »Und haben Sie einen Vater?«

»Mein Vater lebt in Lemberg«, erklärte die Frau.

»Nein, es ist nicht Ihr Vater, das sehe ich ganz deutlich. Gibt es überhaupt einen Mann an Ihrer Seite?«

»An meiner Seite? Neben mir lebt nur mein Nachbar, und der hat mir gesagt ...«

»Ja, genau!«, rief Frau Brylant. »Es ist der Nachbar!«

»Aber mein Nachbar ist nicht besonders groß. Kleiner als ich.«

»Nicht besonders groß, genau wie ich gesagt habe. Er hegt gewisse Gefühle für Sie. Er will Sie heiraten.«

»Aber mein Nachbar ist schon fünfundsiebzig!«

»Ach ja, natürlich. Jetzt sehe ich wohl, dass er älter ist. Leben Sie allein?«

»Mit meiner Mutter.«

»Na freilich! Er will Ihre Mutter heiraten.«

»Aber er ist doch schon verheiratet!«, rief die Frau.

»Habe ich etwa gesagt, er wäre ein anständiger Mensch? Nehmen Sie sich in Acht vor ihm. Er ist böse. Er hat Schlimmes mit Ihnen vor.«

»Aber das ist ein liebenswürdiger alter Herr«, protestierte die Frau. »Er hat mir auch Ihre Adresse gegeben und gesagt, ich solle mir von Ihnen wahrsagen lassen. Er hat gesagt, Sie wären verwandt, er heißt auch Brylant. Wir

wohnen in der Zamenhof-Straße. Wissen Sie, wen ich meine?»

»Gewiss, gewiss ...«, antwortete Frau Brylant matt. »Das ist mein Onkel, aber ich ... Also ... Ich wollte etwas anderes sagen ... Oh, hier! Hier sehe ich, dass Ihnen großes Glück bevorsteht! Schon sehr bald!«

Da konnte ich nicht mehr an mich halten und lachte, dass mir die Tränen über die Wangen kullerten, und da hat sie mich erwischt. Aber später, als die Frau gegangen war, musste Frau Brylant selber darüber lachen.

Im zweiten Zimmer wohnt Herr Boc mit seinen beiden Schwestern, deren Kindern und noch einem Vetter. Die vier Kinder sind unterschiedlich alt, ein bisschen jünger und ein bisschen älter als ich. Wir spielen aber nicht miteinander, weil sie eine fremde Sprache sprechen, die ich nicht verstehe, und deshalb machen sie sich über mich lustig, weil angeblich alle im Bezirk diese Sprache kennen, nur ich nicht. Dabei stimmt das gar nicht, viele Leute sprechen nur Polnisch, das weiß ich von Basia. Herr Boc, seine Schwestern, die Kinder und der Vetter sind übrigens den ganzen Tag nicht zu Hause. Sie kommen erst kurz vor sieben und bleiben dann bis zum Morgen in ihrem Zimmer, deshalb sehe ich sie nur selten, obwohl wir Wand an Wand wohnen.

In der Küche wohnt Aniela, sie ist Lehrerin. Aniela ist fast so alt wie Großvater, und sie bringt mir manchmal interessante Dinge bei, Geographie oder Physik, aber nur,

wenn sie nicht traurig ist. Aniela hat eine schwermütige Ader, sagt Großvater. Meistens sitzt sie am Küchenfenster, schaut in den Himmel und seufzt oder weint. Ich habe sie einmal gefragt, warum sie ständig traurig ist. Sie hat erzählt, sie hätte Sehnsucht nach ihrer Familie, die nach Übersee gefahren wäre, aber sie hätte es nicht mehr geschafft. Das fand ich komisch, das ist doch kein Grund, traurig zu sein. Meine Eltern sind auch weit weggefahren, bis nach Afrika, und das ist schon so lange her, dass ich mich fast nicht mehr an sie erinnern kann. Sicher, ich wäre gern bei ihnen, aber ich bin es nicht, weil es nicht geklappt hat. In diesem Afrika geht es ihnen aber bestimmt viel besser, als wenn sie hiergeblieben wären, im Bezirk. Das ist also kein Grund zur Traurigkeit, sondern zur Freude! Manchmal, wenn es mir sehr schlechtgeht, denke ich an Mama und Papa, dass sie jetzt im fernen Afrika in Sicherheit sind, und gleich habe ich bessere Laune. Das habe ich auch Aniela erzählt, aber sie meinte, ich wäre noch klein und könnte das nicht verstehen, und dann hat sie noch mehr geweint. Ich bin noch klein, das stimmt. Aber ich verstehe schon sehr viel, und deshalb war ich damals ein bisschen böse auf sie.